

So beschloß dies gottesfürchtige preußische Heer den Tag von Leuthen, den es mit einem innigen Bittgesang begonnen hatte, mit einem tiefgefühlten Dankliede. Wir aber, die wir in einer glaubensarmen Zeit leben, wir stehen stumm und bewundernd vor diesem glaubensstarken Geschlecht, das den Blick auf die ewige Allmacht gerichtet in den Kampf zog und zum Dank die Hände hob, wenn es gesiegt hatte.

„Wie aus tiefem Schlafe erwacht,“ schreibt ein preussischer Offizier in seinen Erinnerungen über diesen großen Augenblick, „fühlte sich jetzt jeder zum Danke gegen die Vorsehung für seine Erhaltung hingerissen, und mehr als fünfundzwanzigtausend Menschen sangen diesen Choral einstimmig bis zu Ende. Die Dunkelheit der Nacht, die Stille derselben, und das Grausen eines Schlachtfeldes, wo man fast bei jedem Schritt auf eine Leiche stieß, gaben dieser Handlung eine Feierlichkeit, die sich besser empfinden ließ als sie beschrieben werden kann. Selbst die auf der Wahlstatt liegenden Verwundeten, die bisher die Gegend mit ihrem Wehklagen erfüllt hatten, vergaßen ihre Schmerzen, um Anteil an diesem allgemeinen Opfer der Dankbarkeit zu nehmen. Eine erneute innere Festigkeit belebte jetzt den durch so viele Anstrengungen erschöpften Krieger, ein lauter Jubel ertönte aus aller Munde, und als gleich darauf das heftige Kanonenfeuer von Lissa her hörbarer wurde, wollte es einer dem andern an Geschwindigkeit zuvortun, seinem Könige beizustehen.“

Bald sammelten sich die Generale und Stabsoffiziere

im Schloß. Als der König zu ihnen trat, um die Parole auszugeben, rief er heiter aus: „Nach einer so getanen Arbeit, meine Herren, ist gut ruhen. Dieser Tag wird den Ruhm Ihres Namens und den der Nation auf die späteste Nachwelt bringen.“ Einer der Herren machte gesprächsweise die Bemerkung, daß die Oesterreicher kaum noch eine so prahlerische Sprache über die Potsdamer Wachtparade führen würden, als wenige Tage zuvor. Lächelnd antwortete die Majestät: „Ich vergebe ihnen ihre Dummheiten, die sie gesagt haben, zugunsten derer, die sie heute gemacht haben.“

Der König hatte vierzehn Stunden im Sattel gesessen und kaum etwas genossen. Man bereitete ihm schleunigst ein Ragout aus den Resten, die von der Mahlzeit der österreichischen Offiziere übrig geblieben waren. Der Schloßherr von Lissa, Baron Mudrach, ließ es sich nicht nehmen, dem König persönlich aufzuwarten. Das frugale Abendessen schmeckte Friedrich vortrefflich. Als er damit fertig war, sah er seinen Wirt mit den großen Königsaugen einen Augenblick fest an und fragte unvermittelt: „Kann Er Pharo spielen?“ Baron Mudrach kannte des Königs Abneigung gegen Hazardspiele und stotterte erschrocken: „Früher, — in meiner Jugend,“ — worauf der König rasch antwortete: „Nun, so weiß Er ja, was *va banque* ist. Das hab ich heute gespielt.“

Als der König am Abend der Schlacht in der Dämmerung über das Feld ritt, rings die Verwüstung sah und das Stöhnen zerschossener Menschen hörte, wurde vor

der furchtbaren Notwendigkeit seine große Seele weich, und er rief aus: „Wann werden meine Qualen sich enden?“ Aber eintausendzweihundert Mann seiner treuen Truppen lagen tot auf der Wahlstatt, darunter neunundfünfzig Offiziere. Aber fünftausend waren leicht und schwer verwundet. Die Regimenter Markgraf Carl und Pannwitz büßten ein jedes über siebenhundert Mann ein, die beiden Bataillone Garde fünfhundert Mann. Fast vierfach so hoch waren die Verluste der österreichischen Armee. Sie verlor zusammen mit ihren bayrischen, württembergischen und sächsischen Hilfstruppen wenigstens zehntausend Tote und Verwundete. Außerdem blieben dreizehntausend Gefangene, vierundfünfzig Fahnen und Standarten und einhunderteinunddreißig Geschütze in den Händen der Sieger. Auf den Feldern bei Leuthen zeigt man heute noch die Stellen der gewaltigen Massengräber, wo Freunde und Feinde zur gemeinsamen Ruhe verscharrt wurden. Nach Menschenaltern noch warf der Pflug des friedlichen Landmannes häufig Gebeine, Münzen, Skapuliere, Kugeln und Kartätschensplitter aus der Erde auf. Einige dieser Reliquien sind in den Sockel der Siegessäule versenkt, die seit dem Jahre 1854 den Schönberg bei Heidau schmückt.

Das Dorf Leuthen selbst wurde hart mitgenommen. Der Turm der katholischen Kirche war ganz zerschossen, die Kirchenglocke zertrümmert, in die Mauer, die den Kirchhof umgab, eine breite Bresche gelegt. Diese ist später wieder zugemauert worden und vor ihr ein Kreuz

aufgerichtet, das von Lebensbäumen umgeben ist. Trotz des Kugelregens, der sich über Leuthen ergoß, ist während der Schlacht nur einer der Bewohner umgekommen: es war ein 86 jähriger Greis, Stoos mit Namen, den eine Kartätschenkugel zerschmetterte. Aber eine seltsame Tatsache erbringen die Kirchenbücher: während sonst alljährlich an sechzig Tausen stattfanden, zählt das Jahr 1758 deren nur drei. Der Wandel der Zeiten hat auch dem durch die Wut des Krieges hart mitgenommenen Dorfe neue Lenze und neue Saaten gebracht, und des Landmanns fleißige Hände haben neu erbaut und gebessert, was der Kanonenball auf seinem fürchterlichen Pfad zerschlug. Auch die zerschossene katholische Pfarrkirche hat einen neuen stattlichen Turm erhalten dank der unermüdligen Tätigkeit des weiland Pfarrers Franz Kiesel, der 1863 sein Amt in Leuthen antrat und für die Wiederherstellung dieses „Veterans von Leuthen“ weit und breit warb.

Zur Verfolgung des Feindes, dessen Nachhut unter Serbelloni bereits am 6. Dezember von Breslau abgedrängt wurde, ordnete der König den flinken und tapferen Generalleutnant von Zieten ab. „Ich recommendiere Euch sehr,“ schrieb Friedrich an Zieten, „den Feind bei Leibe nicht still stehn noch die Zeit zu lassen, sich zu recolligiren; und ob ich zwar wohl glaube, daß Eure Leute müde und etwas fatiguirt sind, so kann es doch gegenwärtig nicht anders sein und müßet Ihr bedenken, daß der Feind noch weit müder und fatiguirter sein muß, daher Ihr ihn nicht eher ruh'n und verlassen,

vielmehr immer poussieren und verfolgen müßet, bis daß Ihr solchen in den Gebirgen sehet. Ein Tag fatigue in diesen Umständen, mein lieber Zieten, bringt uns in der Folge hundert Ruhetage. Also nur immer im Sattel und dem Feinde auf den Hacken. "

Noch am 7. Dezember hatten Zieten den Österreichern zweitausend Bagagewagen abgenommen und eintausendfünfhundert Gefangene gemacht. Aber er konnte dem König gar nicht genug tun. Friedrich ruhte nicht eher, als bis die ganze österreichische Armee über die böhmische Grenze getrieben war. Am 23. Dezember überschritt Prinz Karl bei Trautenau die böhmische Grenze. Seine Truppen hatten Nacht für Nacht bei Schnee und Regen ohne Zelte kampieren müssen, und ihr Zustand war ein höchst bedenklicher. Kaum die Hälfte der stolzen stattlichen Armee, die er gegen den König geführt hatte, brachte der Prinz von Lothringen nach Böhmen zurück. Hiervon waren nach den Listen des österreichischen Generalarztes über zwanzigtausend Mann krank. Auch Schillers Vater hat in seinen Lebenserinnerungen den furchtbaren Zustand der Armee geschildert. Im Dienst seiner armen kranken Landsleute arbeitete sich der brave Mann fast auf. — Der Prinz von Lothringen war ehrlich. „Die schöne österreichische Armee,“ schrieb er dem Kaiser „ist nicht wenig delabriert, vom langen Feldzuge abgerissen, ohne Wäsche, ohne Montur, mit einem Wort, in einem so mißlichen und erbarmungswürdigen Zustande, als sie noch niemals gewesen ist, und muß dennoch wegen der Nähe des Feindes

ohne Zelte lagern.“ Es war allerdings nicht viel zu verbergen. Und was die Zelte anging, — die hatte Zieten weggenommen.

Kaunitz mußte sich nach der Schlacht von Leuthen wieder gehörig was zurecht flunkern, um seinen Wienern, die durch blasende Postillone und Siegesnachrichten neuerdings verwöhnt waren, die große Niederlage einigermaßen mündgerecht zu machen. Die von ihm lancierte Zeitungsnachricht, die auch in eine damals weit verbreitete Zeitung, den Reichspost-Reuter, gelangte, und dort am 24. Dezember in Nr. 205 abgedruckt ist, verschleierte die völlige Niederlage so gut wie möglich und schließt mit dem klassischen Satz: „Ubrigens hat man die vergnügliche Zeitung erhalten, daß der Marschall Keith das Königreich Böhmen gänzlich geräumt und der General Hadik denselben bis nach Sachsen verfolgt habe.“ — Kaunitz hatte hervorragendes Talent zu einem politischen Zeitungschmock.

In der Kaiserstadt herrschte eine wahnsinnige Aufregung, als die Unglücksnachrichten durchsickerten. Dieser unerhörte Rückschlag nach so viel Glücksfällen kam zu unerwartet. Die Erbitterung gegen den Prinzen Karl stieg von Tag zu Tag. „Der Schmerz und der panische Schrecken,“ schreibt ein Augenzeuge der Wiener Vorgänge, der venetianische Botschafter Ruzzini, „ist auf jedem Gesichte zu lesen, und viel größer ist jetzt die allgemeine Verwirrung, als im vergangenen Mai nach der Schlacht von Prag.“ Trotzdem ließ es sich der Kaiser nicht nehmen, seinen Bruder persönlich einzuholen und

ihm alle Ehren eines fürstlichen Empfanges zu gewähren. Welch ein Unterschied zwischen diesem Empfange des geschlagenen Kaiserbruders, der Fehler auf Fehler gehäuft hatte, und dem des königlichen Bruders nach dem unglücklichen Rückzug im Lager vor Bauhen! Dem Familiensinn des kaiserlichen Lothringers soll Achtung nicht versagt werden, aber wie hoch und ragend über den Menschen seiner Zeit steht König Friedrich da, der dem eigenen Herzen eine blutende Wunde riß und das Wohl des Staates höher einschätzte, als brüderliche Zuneigung. Freilich, — das Los der Größe ist Einsamkeit.

Obgleich in Wien bei harter Strafe jede Verhöhnung des Prinzen streng verboten wurde, wagte man sich dennoch an allen Ecken mit Spottschriften und Spottbildern hervor. Eins derselben erregte besonderes Aufsehen. Das zeigte den Lothringer, Daun und Nadasdy im Kriegsrate sitzend. Daun sprach: „Mit Verstand und Mut.“ Nadasdy: „Mit Schwert und Blut.“ Der Prinz aber zeigte auf eine volle Flasche und sagte: „Der Wein ist gut.“ Das Ganze war eine Anspielung auf die Neigung des Prinzen zum Tieftrunk, der er noch am Tage vor der Schlacht im Krüge von Saara durch ein Gelage gefröhnt haben soll, wo doch Besseres zu tun war. Die Wiener Polizei wurde in Bewegung gesetzt und auf die Entdeckung des Urhebers ein Preis von fünfhundert Dukaten ausgesetzt. Aber am nächsten Morgen fand man an all' den Stellen, an denen das Pamphlet angeschlagen gewesen war, einen neuen Anschlag des Inhalts:

„Wir sind unser Vier;  
Ich, Tinte, Feder und Papier;  
Keines aus uns wird das andre verraten,  
Ich blase auf deine fünfhundert Dukaten.“

Es half nichts, so schwer es ihr auch wurde: Maria Theresia mußte die Entlassung des Prinzen betreiben, denn die verbündeten Mächte Frankreich und Rußland bestanden darauf, und er selbst machte keine rechten Anstalten, sein Kommando freiwillig niederzulegen. Prinz Karl ging dann als Generalstatthalter der Niederlande wieder nach Brüssel, und Leopold Daun, nun am Ziel seiner Wünsche, wurde Generalissimus der kaiserlichen Armee. So erlosch des Prinzen Feldherrnruhm, den er einst im Kampf gegen Bayern und Franzosen und besonders 1744 durch den berühmten Rheinübergang errungen hatte. „Sein Rheinübergang,“ sagte Friedrich in späteren Jahren zum Prinzen de Signe, „war ein sehr hübsches Stück, aber später ließ er sein Ohr den Schmeichlern, und dann hatte er auch nicht die richtigen Leute um sich.“

Auch der Graf Nadasdy, den Prinz Karl als Sündenbock für die Niederlage verantwortlich machen wollte, verließ das Heer. Noch am Abend der Leuthener Schlacht hatte es zwischen ihm und dem Prinzen Karl einen sehr erregten Auftritt gegeben. Der hitzige Ungar ging auf sein Banat in Kroatien zurück, und in ihm ging einer der fähigsten Führer des österreichischen Heeres. Auf die brennende Wunde des verletzten Ehrgeizes hatte man ihm als Pflaster die Feldmarschallswürde geklebt. Er

starb 1783, 75 Jahre alt zu Karlstadt, — drei Jahre vor dem großen König, der ihn stets als flinken Gegner geschätzt hatte.

Am 21. Dezember fiel auch Breslau mit siebzehntausend Mann Besatzung und zwölf Generalen in die Hände der Preußen zurück. „Ein prächtiges Weihnachtsgeschenk für den König,“ meinte einer der österreichischen Offiziere. Kaum vier Wochen lang hatte sich Maria Theresia des Besitzes der in blutiger Schlacht zurückerobereten Stadt freuen können. Zwar hatte der tapfere Kommandant Sprecher von Bernegg Galgen errichten lassen und gedroht, jeden, der von Übergabe sprechen würde, daran aufzuhängen, aber der König ließ schweres Geschütz auffahren. Das wirkte besser als die Galgen. „Das Glück ist wieder zu mir gekommen,“ schrieb der König am Tage der Übergabe von Breslau an seinen Bruder Heinrich, „aber schicken Sie mir die beste Schere, die Sie finden können, damit ich ihm die Flügel beschneide.“

Die Kunde von der Leuthener Schlacht drang auf dem Sattel von Kurierpferden und in ledernen Postbeuteln bald durch ganz Europa. In Frankreich, dessen Heere feindlich gegen ihn aufmarschiert waren, wuchs das Interesse für den großen König ins Ungemessene. „Man begegnete,“ erzählt ein französischer Chronist, „in den Gesellschaften, in den Soireen, auf den Promenaden und in den Schauspielhäusern mehr Preußen als Franzosen. Die wenigen, die noch französisches Interesse bezeugten, wurden fast dahin gebracht, Stillschweigen zu

beobachten.“ In Frankreich, in England, in der Schweiz, in Italien entstand eine solche Nachfrage nach Porträts des Königs von Preußen, daß fleißige Maler und Stecher alle Hände voll zu tun hatten, den Bedarf zu befriedigen. Die Tage von Rossbach und Leuthen hatten seinen Feldherrnrühm an die Sterne getragen. Lief ihn der Tag von Rossbach, der Sieg über den übermütigen Franzmann, zum Nationalhelden werden, der Tag von Leuthen machte ihn zum Helden Europas und einer Welt.

Friedrich selbst allerdings ließ sich den klaren Blick für die Wirklichkeit der Dinge, der sich dem Genius in ihm immer einte, auch durch diesen ungeheuern Waffenerfolg nicht trüben. Er bewahrte im Glück denselben philosophischen Gleichmut, den er im Unglück bewiesen hatte. „Ich fand ihn vergnügt und glücklich,“ schrieb damals der englische Gesandte Mitchell nach London, „aber nicht stolz über den großen und fast ungläublichen Erfolg seiner Waffen. Er spricht von dem Siege bei Leuthen mit der Bescheidenheit, die einem Helden gebührt, dessen großer Sinn so wenig durch das Lächeln, wie durch die finsternen Blicke des Glücks überwältigt wird.“

Aber auch den Blick des Dankes gegen die Vorsehung da droben in den lichten Höhen vermiffen wir an diesem König nicht, den die vorlaute Fama so oft und unberechtigt für einen Freigeist erklärt hat. Wir sagten schon einmal: Er war ein freier Geist, — kein Freigeist. „Wenn je Preußen Ursache gehabt hat,“ schrieb er an Feldmarschall Keith, „das ‚Herrgott Dich loben wir‘ anzustimmen, so

ist es bei dieser Gelegenheit. Der Himmel sei gelobt, daß uns dies geglückt ist.“ Und zu einem alten General, der seine Glückwünsche darbrachte, sagte er: „Das hat ein Höherer getan.“ „Ja,“ meinte der General, „und Eurer Majestät vortreffliche Disposition.“ — „Ach, was will Er mit seinen Dispositionen, na, — es kommt wohl eins zum andern.“

Die Nachwelt hat erkannt, wie hoch dieser Sieg einzuschätzen war. Scharnhorst, der Preußens Volksheer schuf, das Heer, das den korsischen Unterdrücker über die Grenzen zurücktreiben sollte, sagt von der Leuthener Schlacht: „Sie wird immer ein Monument des Genius des großen Feldherrn, der Manövriekunst und der Tapferkeit der Armee bleiben, so lange die Nachwelt sich um unser Zeitalter bekümmern wird.“

Und der Korse selbst, der Meister großer Schlachten, hat in der Einsamkeit von Sankt Helena ausgesprochen: „Diese Schlacht ist ein Meisterstück von Bewegungen, Manöver und Entschlossenheit. Sie allein würde genügen, Friedrich unsterblich zu machen und ihn in die Reihe der größten Feldherrn zu stellen. Sie offenbart im höchsten Grade seine moralischen sowohl als seine militärischen Eigenschaften.“

Der Meister von Leuthen blieb seinen Gegnern furchtbar und ging aus dem siebenjährigen Ringen mit einer Welt von Feinden als Sieger hervor. Die Prophezeiung des lebenswürdigen Dichters Ewald von Kleist, der unter Friedrichs Fahnen als Major focht, „daß ganz Europa keine Streusandbüchse



Aus Nehtwisch, Leuthen.

Verlag von Georg Wigand, Leipzig.

### König Friedrich II.

Nach einer Zeichnung von Adolph Menzel.